

# Prolog

**W**arum Mozart zu seiner Zeit ein Popstar ist und Goethe heute Rapper wäre, wie ein Jazztrompeter zum ersten Rapper wird und wieviel Klassik, Jazz und Hip-Hop gemeinsam haben.

Vor dem Eingang des Konzertsaals wartet eine große Menschenmenge. Fast alle Konzertbesucher sind zwischen fünfzehn und fünfunddreißig Jahre alt. Die meisten tragen Marken-Turnschuhe, modisch korrekt *Sneakers* genannt. Es sind teure und ausgefallene Modelle von Nike, Adidas oder Kanye West. Darüber trägt man lässige Marken-Trainingshosen oder Löcherjeans, natürlich vom Designer, der Rest des durchtrainierten Körpers steckt in Kapuzenjacken im *Shabby Style*, verziert mit Goldketten, *trendy* Uhren, Ringen und Tattoos. Die Mädels fallen mit gestyltem Haarlook, die Jungs mit falschherum aufgesetzten Caps auf. Es riecht nach teurem Parfüm. Die Konzertbesucher trinken Energydrinks oder Whisky-Cola aus Dosen und nuckeln an dampfenden E-Zigaretten, während sie sich unterhalten. Ein smarterer Mittzwanziger erklärt seinem blonden Gegenüber sein megatolles Businesskonzept: »Bring das Thema back-to-the garage und dann noch was Disruptives rein! Wir sind die Game-Changer, wir denken out-of-the-box.« Soll heißen: Mit hippen Gründergeist-Ideen »aus der Garage« (wie all die anderen Erfolge von Apple, Microsoft oder HP) wurden von ihm und seinesgleichen zuerst altmodische VHS-Sammlungen durch die Erfindung der DVD und diese dann durch Netflix in Rente geschickt. Ebenso wie Vinyl-Schallplatten erst durch die CD und diese wiederum durch Spotify abgelöst wurde. Alternativ dazu wird dann die Retro-Platte wieder zum Hype. Und hier vor dem Konzertsaal tummelt sich die Start-Up-Wohlstandsjugend.

Die Türen werden geöffnet, das Publikum wird streng gefilzt. Der Konzertsaal entpuppt sich als ehemalige Fabrikhalle ohne Sitzgelegenheiten. Es ist rappellvoll. Der Künstler kommt auf die Bühne, er ist ähnlich gekleidet wie sein Publikum, aber er wirkt auf lässigere Art durchtrainiert und durchgestylt. Die

Musik besteht aus stampfenden Beats und schnellen Rhythmen, sie ist größtenteils aus der Konserve und überwältigend laut. Es riecht nach Gras, der Alkoholkonsum steigt, die Zuhörer beginnen zu feiern. Die Texte, die der Musiker halb spricht, halb singt, werden vom Publikum mit entsprechenden Gesten mitgesprochen, kommentiert, mitgetanzt.

Es ist nicht ganz einfach, den schnellen und oft von Slang geprägten Texten zu folgen. Als Neuling in diesem Musikstil sollte man sich vor dem Konzert unbedingt einige Songtexte durchlesen. Eingefleischte Lyrik-Fans würden überrascht sein von den besonderen Reimen, dem Flow und den Ideen und Bildern der Texte, auch wenn sie inhaltlich oft grenzwertig und weit weg von der allgemeinen Vorstellung von gutem Geschmack sind. Völlig ohne die üblichen Lyrik-Regeln, die vielen Schülern im Deutschunterricht die Liebe zum Gedicht schon früh ausgetrieben haben, kommen die Texte sehr lebensnah und direkt rüber. Und doch sind alle Stilmittel, die man in einem klassischen Gedicht finden würde, auch in diesen Texten enthalten, sie sind wortschatzreich, überraschend und sprachspielerisch. Rapper sind damit die Dichter von heute – und der klassische Dichter Johann Wolfgang von Goethe wäre im 21. Jahrhundert vielleicht der größte Rapper von allen.

Hier pulsiert die Musik, beim Hip-Hop, beim Rap. Täglich werden neue Songs produziert, drängen neue Rapper auf den Markt, täglich gibt es neue Texte, die unverblümt, rotzig und kritisch von bestimmten Lebensstilen, von *Style* und Subkulturen handeln. Mittlerweile findet man Rezensionen von Gangsta-Rap-Alben sogar im Feuilleton der »ZEIT«: Rap als Code für Freiheit, Jugend, Protest und *Game-Changer*! Unser moderner Goethe auf der Fabrikhallenbühne kommt aus dem Hunsrück, studiert Jura, ist das Idol der jungen Hörer und gerade Millionär geworden – mit Gangsta-Rap! Manche der Liedtexte sind weit über der Grenze zum Vulgären oder Radikalen angesiedelt, manche einfach geschmacklos oder gar brutal. Doch für die Zuhörer hier in der Fabrikhalle ist das Konzert einfach coole Unterhaltung. Der Künstler auf der Bühne rappt weiter über Liebe und Leidenschaft, Trennung und Trauer. Der Rapper von heute ist nicht nur ein Dichter, sondern sozusagen der Minnesänger unserer Zeit. Auch die Liebeslieder-Sänger des Mittelalters gingen oft über die Grenzen des damals Sittlichen hinaus.

In diese musikgeschichtlichen Überlegungen des versierten Konzertbesuchers (aber Rap-Neulings) dringen plötzlich bekannte klassische Töne. Beim

nächsten Song hört man im gesampelten Hintergrund-Beat das Motiv aus der 5. Sinfonie von Ludwig van Beethoven, danach den Rhythmus des Boleros von Maurice Ravel. Motive von Johann Sebastian Bach werden ebenfalls in die gesampelten Beats gemixt. Zwischen den sogenannten Klassikern hört man auch noch jazzige Töne in den Beats des Rappers.

Das ist unser Signal, um den Schauplatz zu wechseln: Wir tauschen die ehemalige Fabrikhalle nun mit einem Jazz-Keller, mit bequemen Sitzgelegenheiten und einem Glas trockenem Rotweins. Mit jeder Treppenstufe hinab taucht der Konzertbesucher tiefer in die gediegene Atmosphäre der inzwischen nichtrauchenden Intellektuellen ein. Am Eingang diskutiert ein Jazz-Fan über einen Preisnachlass fürs Zuspätkommen. Dabei ist der Eintritt für das Jazz-Konzert eher zu niedrig (das Rap-Konzert kostet ein Vielfaches), da bleibt für die studierten Musiker auf der Bühne fast nichts übrig. Im Vergleich zum Rap-Konzert ist auch das Alter des Publikums merklich höher. In der gemütlichen Retro-Atmosphäre des Kellergewölbes sitzen einige langhaarige Männer mit schwarzen Rollkragenpullovern und Frauen mit rotem Kurzhaarschnitt, schräg geschnittenen Leinenblusen und großen Ohrringen. Sie trinken Craftbier, Bionade, alkoholfreien Sojaschnaps und schweren Rotwein. Eine fünfköpfige Band spielt Modern Jazz. Das Publikum gibt sich interessiert. Mit Kennermiene wird das virtuose, technisch perfekte Solo des Saxophonisten direkt ins Spiel hinein beklatscht. Der Bandleader kündigt das nächste Stück an und informiert dabei auch gleich seine Mitmusiker, die sich – wie im Jazz oft üblich – zu diesem Konzert mit wenig Proben zusammengefunden haben: »Wir spielen *in-between*, *binär*, aber nicht *four-on-the-floor*, auf alle Fälle *angebounced*, ziemlich *laid back*, gut im *flow* und trotzdem cool im *halftime* mit wenig *back-beat*, aber ein bisschen *smoothy*. Ich hätte gern noch zwei *Bridges*, die letzte in *doubletime*, und eine *haunting melody* als *Riff* im *Chorus*!« Alles klar, die Musiker nicken lässig, das Publikum auch. »Vielleicht sollte der Drummer noch ein paar *Ghost Notes* einbauen«, raunt ein bewunderungsheischender Jazzkenner seiner Begleitung zu.

(1) Kollegah, »Klassikmusik (Intro)«



(2) The Dave Brubeck Quartet, »Take Five«



Bei einem – leider ziemlich unwahrscheinlichen – Zusammentreffen eines Jazz-Konzert-Besuchers mit dem Start-Up-Game-Changer vom Rap-Konzert würde einem Beobachter sofort auffallen, dass die beiden sich durch ihren Dresscode, ihr Benehmen und ihre Sprache bewusst abgrenzen möchten. Bei allen Versuchen, möglichst individuell zu sein, bilden sie aber eine homogene Menge – auch und gerade mit dem disruptiven Element aus der Garage. Dieses »Wir machen alles neu und anders« ist ein wiederkehrendes Muster in der Entwicklung der Musik und gar nicht so neu. Bei dem Versuch, der Modernere, Hippere oder Intellektuellere zu sein, überbieten sich viele Künstler in ihrer Spießigkeit, keine Einflüsse von außen, von anderen Genres oder Stilen zuzulassen, und werfen sie sogar ab. Dabei erwachsen alle Musikrichtungen aus demselben Fundament, wie wir noch sehen werden.

Hier kommt wieder Johann Wolfgang von Goethe, das Flaggschiff unserer Kultur und der klassischen Dichtung, ins Spiel. Einer Studie zufolge, die den Wortschatz von Rappern, Schlagertexten und Goethe analysierte und verglich, verfüge der umstrittene Rapper Kollegah über ein größeres Vokabular als Goethe. Dass die Schlagertexte weit abgeschlagen auf den hinteren Plätzen landen, verwundert hingegen nicht: Hier ist Einfachheit Programm. Doch hinter einem bildhaften, metaphorischen, sprachspielerischen Satz kann ein ganzes Weltbild stehen. Und solche Sätze bilden Rapper mit der heutigen Sprache ebenso ab wie Goethe mit der Sprache zu seiner Zeit.

Im Jazz-Club spielt der Trompeter der Band ein langes, langsames Solo. »Sehr *laid back!*«, ruft ein Zuhörer und klatscht in die Musik hinein. Der Trompeter verneigt sich und die Band steigt wieder ein. Das Publikum unterhält sich nebenbei. Das Spielideal des Cool Jazz ist eher introvertiert und konzertant, ähnlich wie im ausgehenden 17. Jahrhundert die Instrumentalmusik in der Renaissance. Die Gegenüberstellung von Soloinstrument und Ensemble oder Orchester und das künstlerische Zusammenwirken zwischen *Solo* und *Tutti* gab es damals schon, ebenso wie wenig später in den Instrumentalkonzerten von Johann Sebastian Bach. Ebenso wie der Jazz selbst ist auch die Stimmung im Musikkeller introvertiert. Der musikalisch bewanderte Konzertbesucher hört auch hier (wie im Rap-Konzert) Motive von Johann Sebastian Bach, das bekannte Anfangsmotiv der 5. Sinfonie von Ludwig van Beethoven, Klänge aus Tschaikowskys Nussknacker-Suite und den Rhythmus von Ravels Bolero. Die bekanntesten Motive

aus der klassischen Musik scheinen eine Inspirationsquelle für Musiker aller Musikrichtungen zu sein.

Die kleine Fangemeinde im Jazzkeller bleibt gern unter sich. Das war vor einhundert Jahren zum Beispiel in New Orleans noch ganz anders, als dort die Jazz-Szene boomte. Erst seit 1990 gibt es wieder musikalische Versuche, die Jazz-Nische zu öffnen und wieder spannende Inhalte zu bieten, statt sich durch Abgrenzung zu definieren. Der Jazz und der Hip-Hop, beides Musikstile vor allem der Schwarzen Bevölkerung im amerikanischen Großstadtdschungel und beide mit viel Improvisation und differenzierter Rhythmik, beginnen sich musikalisch zu verbinden. So kann Louis Armstrong, der Jazz-Trompeter und Sänger, eigentlich als der erste Rapper gelten – er wusste das nur noch nicht. Im Song »Heebie Jeebies« erfand er spontan Worte, Silben und Laute, weil ihm im Studio das Textblatt heruntergefallen war und er improvisieren musste.

Die zeitgenössischen Hip-Hopper bedienen sich aus dem Jazz mit Motiven für ihre Audioloops, die sie mit ihren Sample-Geräten weiterentwickeln. Das heißt, sie benutzen Ausschnitte aus Musikstücken, digitalisieren sie, verarbeiten sie, verändern sie, stellen sie neu zusammen und in einen anderen musikalischen Kontext. Sie machen digital, was ein klassischer Komponist ganz analog mit einem musikalischen Thema macht, wenn er es weiterverarbeitet, verändert und mit anderen Motiven mixt, wie beispielsweise Johann Sebastian Bach in einer Fuge oder Ludwig van Beethoven in einer Sonate. Erstaunlich: Klassik, Jazz und Hip-Hop sind beim zweiten Hinhören gar nicht so weit auseinander.

Die Band »Gang Starr« verbindet 1990 in ihrem Song »Jazz Thing« als eine der ersten Bands Rap und Jazz. Der Jazz-Trompeter Miles Davis macht 1992 eine Platte zusammen mit dem Rapper Easy Mo Bee: »Doo-Bop«. Diese Songs lösen einen beispiellosen Abgrenzungswahn aus: Vielen Jazzmusikern sind diese Songs

(3) Louis Armstrong,  
»Heebie  
Jeebies«



(4) Gang Starr,  
»Jazz Thing«



(5) Miles Davis feat. Easy  
Mo Bee, »The Doo-Bop Song«



zu trivial. Miles ahmt zum Beispiel in einer Trompeten-Improvisation den Rap nach, was den Jazzern zu einfach und zu sparsam ist. In der Verbindung von Jazz mit Rap sehen sie eine Herabsetzung ihrer Kunstform. Den Hip-Hoppers wiederum, denen *Samples* ihr musikalisches Markenzeichen und ziemlich heilig sind, gefällt die Auswahl der Beats nicht. Außerdem behaupten sie, Hip-Hop sei der neue Bebop. Das ärgert wiederum die Jazzer. Der Bebop-Stil hatte sich nämlich um 1940 auf die Fahnen geschrieben, den traditionellen Jazz mit abstrakter und ausgeklügelter Musik zu revolutionieren und den als konservativ bezeichneten Dixieland-Jazz durch Modern-Jazz abzulösen. Nun haben die Jazzer Sorge, durch den Hip-Hop-Rap abgelöst zu werden. Dagegen hilft natürlich nur konsequente Abgrenzung! Auch die Hip-Hop-Szene grenzt sich gegen die neue Stil-Schublade der Musikindustrie, den Rap-Jazz, ab. Sie machen nämlich keinen Rap-Jazz, sondern sie sind und bleiben Hip-Hopper, die ihre Songs unter anderem eben mit Jazz-Samples unterlegen. Diese Besitzstandswahrung ohne Besitz ist wirklich einzigartig und es verwundert nicht, dass dies der Musik nicht nützt.

Auch die Verbindung von Jazz und Popmusik gibt es schon seit vielen Jahren, obwohl diese beiden musikalischen Stile sehr gegensätzlich sind. Popmusik lebt vom Text und vom Gesang. Im Jazz jedoch wird oft sogar die Stimme instrumental eingesetzt, wenn der Sänger *scattet*, das heißt, er nur Silben und Laute singt. Beim Pop-Jazz steuert der Jazz die typischen Harmonien bei, die etwas komplexer sind als bei den meisten Popsongs; den Pop-Anteil bilden die eingängigen Melodien und der Refrain. Einige Jazzmusiker werden erfolgreich

(6) Jamie Cullum, »Don't  
Stop the Music«



im Pop-Jazz-Genre vermarktet. Sie müssen sich von der Pop-Fraktion jedoch den Vorwurf gefallen lassen, dass sie den Pop-Anteil nur zu Vermarktungszwecken betonen. Also auch hier: kleingeistiges Schubladendenken statt neugieriges Ausprobieren.

Problemlose Verschmelzungen gibt es nur zwischen Jazz und Rockmusik. In den 60er Jahren einigten sich die Musiker und Komponisten beider Stile darauf, den Stil *Rockjazz* zu nennen, wenn der Song vom Jazz ausgeht, und *Jazz-rock*, wenn es umgekehrt ist. Bekannte Musiker, die mit dieser *Fusion* genannten Strömung experimentiert haben, sind die Gitarristen und Komponisten John